

Samstag, 17. Dezember 2016

Berlin sieht sich am liebsten so: jung, dynamisch, international. Alte kann man in manchen Kiezen mittlerweile mit der Lupe suchen. Doch wer sie findet, trifft auf wahrhaft großstädtische Gelassenheit.

Die Letzten ihrer Art

Berlins Seele sitzt in einem schweren Ledersessel und strickt an einem braungelbblauen Kniestrumpfungetüm. Uralt scheint sie zu sein, aber nicht sonderlich zerbrechlich. Fast wirkt es, als halte sie Audienz. Doch wer sich höflich hinunter beugt, um ein Gespräch zu beginnen, kriegt erst mal einen kalten Waschlappen ins Gesicht. „Heute passt es nicht“, bellt es über den Stricknadeln. Charlotte Hakelberg, 96, testet gerne die Humorfähigkeit ihres Gegenübers. „War nur Spaß.“ Und schon umfasst die große Pranke mit den brüchigen Fingernägeln die weiche Hand des Gasts. So, und jetzt hinsetzen und den Marmorkuchen probieren.

Auf der Suche nach den letzten Ureinwohnern unterwegs im Prenzlauer Berg, im Friedrichshain, in Mitte. Radikal gewandelt haben sich diese Stadtteile in den vergangenen Jahren. Kaum ein Haus, das noch so aussieht wie Anfang der 90er. Kaum ein Quadratmeter, der nicht umgebaut oder verändert wurde. Für die Innenstadtbezirke verzeichnet die Statistik hohe „Außenwanderungsgewinne“ bei zugleich hohen „Binnenwanderungsverlusten“: Neue, meist jüngere Leute kommen von außerhalb, gleichzeitig werden die Alten in andere, abgelegene Stadtteile verdrängt.

Immerhin, der altmodische Schriftzug über der Tür des Ladenlokals in der Dunckerstraße 78 ist noch da. Herbstlaube. Im klitzekleinen Schaufenster liegen selbstgestrickte Kinderpullover und ein wortkarges Schild: „Auslage kann man kaufen.“ Die Begegnungsstätte für ältere Menschen gibt es seit den frühen 90ern. Mit der Zeit ist sie ziemlich geschrumpft. Weniger Mitglieder, weniger Räume. Nebenan ist vor vier Jahren eine Kita eingezogen, die Plätze für 40 Kinder hat. Die Warteliste ist lang. Die Gegend um den Helmholtzplatz ist im Berliner Bedarfsatlas 2016 mit einer 3+ markiert. Das bedeutet Alarmstufe rot. Hier gibt es viele, viele Kleinkinder und chronisch zu wenig Betreuungsplätze. „Prognostisch steigender Bedarf“ heißt das im Amtsdeutsch.

Die Handarbeitsgruppe, die sich wöchentlich in der Herbstlaube trifft und zu der auch die 96-jährige Charlotte Hakelberg gehört, hat gerade noch eine Handvoll Mitglieder. Leider fehlt jede Woche mindestens eine. Arzttermine,

Krankenhausaufenthalte, das Übliche. Die über 80-Jährigen werden weniger. Und sie machen keinen Krach.

Kein Wunder, dass die Alten weder im Straßen- noch im Selbstbild des Bezirks eine Rolle spielen. In der stilisierten Geschichtsschreibung des Prenzlauer Bergs kommen sie gar nicht vor. Früher? War hier Gründerzeit - daher die schönen Altbauten. Heute ist der Kiez, um es im Maklersprech zu formulieren, ein „lebendiger Trendbezirk“, „ruhig und familiengerecht“, wo „begehrte Wohnlagen“ auf „kreative Umgebung“ treffen. Dazwischen noch die mutige DDR-Bohème Ende der 80er Jahre, auf die die coole Clubszene in den 90ern folgte. Das in dieser Zeit entstandene Image aus Kunst und Rebellion hat sich langfristig als außerordentlich verkaufsfördernd erwiesen.

Der Prenzlauer Berg der Charlotte Hakelberg hat mit diesen Mythen nichts gemein. Sie ist schon 25, als sie mit den Eltern 1945 nach Berlin kommt. Flüchtlinge sind sie, ohne Habseligkeiten und ohne Dach über dem Kopf. Charlotte kommt zunächst bei ihrer Schwester in Eichwalde unter. Sie geht stempeln, schlägt sich mit Kindermädchenjobs durch, arbeitet in einer Streichholzfabrik. „Die Arbeit dort war so hart, dass ich ständig Nasenbluten hatte.“ In den Prenzlauer Berg verschlägt es sie zufällig. Bei der Hochzeit ergattern sie und ihr Mann eine Wohnung in der Kollwitzstraße. In den frühen 50ern muss das gewesen sein, ganz genau weiß sie es nicht mehr. Im Mietvertrag inklusive ist eine Hauswartsstelle.



Montags bis freitags schuftet Charlotte in Schöneweide, in einem Werk für Fernseh elektronik. Sonnabends und sonntags muss sie in der Kollwitzstraße die Treppen putzen. Die Erinnerung daran ist sehr lebendig: „Ich bin bald zugrunde gegangen!“ Eines Tages braucht Charlotte ein neues Scheuertuch. Das alte ist zerlöchert. Sie spricht die Eigentümerin an - die wohnt mit im Haus. „Da guckt die mich an und sagt: Andere Hauswartsfrauen flicken ihre Scheuertücher.“ Solche Sitten sind der stolzen Bauerntochter aus Pommern unbekannt. Der Streit eskaliert, die Hakelbergs kündigen ihre Wohnung - und landen in der nächsten Misere: Im Erdgeschoss der Prenzlauer Allee 195 muss das Paar seine Vorräte mit Ratten teilen. Die Wände sind feucht. „Es war immer kalt.“ Als im Schrank Pilze wachsen, wird die Wohnung vom Amt gesperrt. Das Ehepaar Hakelberg zieht noch einmal um, ein paar Häuser weiter. Hier wohnt Charlotte bis heute. Mit einer Tür zur Dusche direkt von der Küche aus, wie sie zufrieden betont. So hat sie es bei

der Sanierung vor 20 Jahren gegen alle Handwerkerempfehlungen durchgesetzt. Einfach so, weil sie es so gewohnt war. Und weiter so haben wollte.

Und heute? Die vielen jungen Familien, die teuren Eigentumswohnungen ringsherum? Schulterzucken in der Herbstlaube. Schön sei sie doch geworden, die Gegend. Dass die Mittagsruhe nicht mehr heilig ist und Lärm durch die Hinterhöfe schallt - was solls. Frau Hakelberg hat dazu eine Theorie: „Die Kinder schreien heute mehr als früher.“ Aber zurückschreien? Den Gefallen tut sie ihren Mitmenschen nicht. „Ich mache mir doch nicht die Nerven kaputt.“

Draußen auf der Dunckerstraße laufen junge Mütter vorbei, am Ohr das iPhone, vor dem Bauch den Nachwuchs im Baumwolltragetuch. Manchmal bleibt der Blick kurz hängen an der Strickaustlage im Schaufenster. Drinnen in der Herbstlaube läuft die Zeit wieder rückwärts. Inge Viete, 86 Jahre, altrosa lackierte Nägel, Bernsteinring am Finger, ist wieder acht. Im Hof der Prenzlauer Allee 20 spielt sie mit ihren Freunden. Am liebsten Völkerball. Vorne steht die Oma im Laden und verkauft Hüte. Die kleine Inge wächst bei den Großeltern auf, die Eltern haben sich scheiden lassen. Früh muss sie im Haushalt helfen. Aber sie ist auch viel draußen mit den anderen Kindern unterwegs. Horden sind das damals.

1925 hat Berlin mehr als vier Millionen Einwohner, 1943 sind es knapp 4,5 Millionen. Prenzlauer Berg ist dicht besiedelt, in den Mietskasernen leben Großfamilien und Untermieter auf engstem Raum. Die einen drängen sich in der Küche zusammen, die anderen wechseln sich in der Schlafkammer ab. Der größte Raum der Wohnung, die gute Stube, wird weder beheizt noch benutzt. Hier dürfen die Kinder allenfalls zu Weihnachten eintreten. Heute liegt die durchschnittliche Wohnfläche pro Kopf im Bezirk Pankow bei 40 Quadratmeter. Nur in Steglitz-Zehlendorf und in Charlottenburg-Wilmersdorf wohnt man noch großzügiger.

Wie aber nimmt jemand, der die rauen 1930er miterlebt hat, die saturierten 2010er wahr? Ist es nicht manchmal zu viel? Von allem? Inge Viete, die seit 68 Jahren am Humannplatz wohnt, stören Biobiedermeier und Achtsamkeitsgehebe nicht. Sie wird von anderen Eindrücken verfolgt. Szenen aus den Kriegsjahren. Der Abtransport der jüdischen Freundin. Der Bombenangriff, während sie in der Metzger Straße zum Wasserholen ansteht. Dem Mann vor ihr in der Schlange reißt ein Splitter den Kopf ab. „War ne schlimme Zeit.“ Aber genug davon. Es ist 12 Uhr, in der Herbstlaube wird pünktlich Mittag gegessen.

Zeit für einen Blick nach draußen. Und eine Frage: Was charakterisiert das Leben in Berlin? Die nicht enden wollenden Baustellen, der spöttisch-schnoddrige Umgangston, die geile Preußen-meets-DDR-Kulisse? Seit acht Jahren wirbt die Hauptstadt mit dem Slogan „Be Berlin / Sei Berlin“. Die Kampagne gleiche einer „gigantischen Erziehungsmaßnahme“, findet Martina Löw, Professorin für Soziologie an der Technischen Universität. „Im Unterschied zu allen anderen

Städteslogans beschreibt Berlin in der Kampagne nicht die Stadt, sondern die Notwendigkeit, dass ihre Einwohner die Stadt verkörpern müssen. Sie scheinen das bislang nicht zu tun“, schreibt sie in „Soziologie der Städte“ (Suhrkamp, 2008). In der „Stadt der Chancen“ (Berlin Partner) muss man sich offenbar anstrengen, um mitzuhalten. Immerhin ist Berlin, wie jeder weiß, „kreativ, bunt, vielfältig, tolerant und ziemlich angesagt“ (www.sei.berlin.de). Strotzend vor Selbstbewusstsein auch der aktuelle Aufsteller an der A111, der Besucher aus Richtung Hamburg begrüßt: „Kommen Sie mit Ihren Kindern nach Berlin. Die sind später sowieso hier.“



Nicht allen gefällt die politisch gewollte Invasion der Jungen. Auf der Torstraße Höhe Tucholskystraße steht seit Tagen ein ausrangierter Kühlschrank auf dem Bürgersteig. Mit schwarzem Edding hat jemand darauf geschrieben: „Ich habe hier rumgeschmiert, da habt ihr grad euer Abi in Stuttgart gemacht. Und dann kommt ihr hierher mit eurem Geld und euren Ideen und macht so ne Kacke wie hier drauss.“ Der Kiez rund um den Rosenthaler Platz ist in den letzten 20 Jahren aus seinem Dornröschenschlaf erwacht. Brunnen- und Torstraße sind heute beste Shoppinglage. Berliner Dialekt hört man nicht mehr. In vielen Bars spricht das Servicepersonal nur Englisch. Galerien tragen Namen wie „Klassenfeind“, und zwischen Concept- und Pop-up-Stores drehen Foodkurier ihre Runden.

Michael Danne, genannt Micha, gehört nicht zu deren Zielgruppe, der 63-Jährige lässt sein Essen nicht kommen. Seit 1985 wohnt der ehemalige Telekommunikationstechniker mit Ehefrau Karin im sechsten Stock eines Plattenbaus in der Linienstraße. An den Wänden hängen gerahmte Landschaften, vor den Fenstern wiegen sich die Baumwipfel des Alten Garnisonsfriedhofs im

Wind. Die Durchreiche von der Küche ins Esszimmer hat das Ehepaar zu einer verglasten Voliere umgebaut. Drei Amadinenpaare, Kleinvögel aus Australien, zwitschern zwischen den Scheiben.

Unverkennbar: Hier, wo Fotografen leider nicht erwünscht sind („Nee, das wolln wir nicht“), haben es sich zwei so richtig schön gemacht. Danne, kurze graue Haare, graues Sweatshirt, sitzt entsprechend gutgelaunt in seinem sonnendurchfluteten Wohnzimmer. Wie diese ganzen skurrilen neuen Geschäfte im Kiez überleben können? „Keine Ahnung.“ Neulich haben er und seine Frau wieder junge Menschen gesehen, die eine Nacht lang vor einem Schuhladen campierten. Engländer waren das, vermutet er, „jedenfalls niemand, den wir kennen“. Großer Heiterkeitsanfall. Das Schuhgeschäft ist ihnen schon öfter aufgefallen, weil da immer quietschbunte Dinger im Schaufenster stehen. „Das muss was ganz Tolles sein.“ Ein Hauch von Spott schwingt in Dannes Stimme mit, wird aber gleich von einem Schwall Selbstironie hinweggespült: „Wir sind wahrscheinlich einfach ein bisschen ollig, dass wir das nicht verstehen.“

Nachkriegsgören seien sie, erzählt er. Nicht mit Puderzucker bestäubt, nicht von Helikoptermüttern überwacht. Seine Eltern waren Zahntechniker. Sonnabends nach der Schule musste der Sohn erst die Kohlen in die Wohnung schleppen, dann dufte er in die Gartenstraße in die Schwimmhalle gehen. Dort warteten die Freunde. An die Plansche in der Borsigstraße kann er sich auch erinnern. Die bestand aber vor allem aus „Brühe und Regenwasser“. Das Monbijoubad gegenüber dem Bodemuseum, bei den heutigen Mitte-Kindern als Mombi bekannt, hieß in Dannes Kindheit Mommel. Im Sommer war es auch damals ein beliebter Treffpunkt. „Wenn das Freibad zumachte, sprangen wir in die Spree und schwammen rüber zur Museumsinsel.“

Aufgewachsen ist er in der Chausseestraße, unmittelbar an der Mauer. Als die Trümmer weggeräumt sind, wächst auf den unzähligen Brachen das Unkraut. Die langen Plattenbauriegel, die sich heute durch die Linien- und entlang der Torstraße ziehen, werden erst Jahrzehnte nach dem Krieg gebaut. In den 60ern sind die Straßenzüge noch zerklüftet. Manchmal, sagt Danne, vermisse er diese Leere. „Arscheng“ sei es gerade in den letzten Jahren geworden.

Micha Danne ist nie weggekommen aus dem Stadtteil seiner Kindheit. Nach der Hochzeit leben die Dannes in den 70ern in der Oranienburger Straße, Hinterhaus Dachgeschoss. Klingt mondän, war aber eine Katastrophe. Im Sommer ist es brütend heiß, im Winter qualmt ständig der Ofen. Als Anfang der 80er Jahre die Häuser in der Linienstraße entstehen, drängt seine Frau auf einen Umzug. Er sträubt sich. „Ich wollte nie endversorgt sein“, sagt Danne. Wieder großer Lachanfall. „Und jetzt bin ichs doch.“ 31 Jahre lang sind sie nun schon hier, haben Hausbesetzer und Sauftouristen kommen und gehen sehen.



Vor allem in den Jahren nach der Wende war die Fluktuation im Haus groß. Nein, verdrängt wurde eigentlich niemand, eher ließen sich viele von den Maklern, die zu dieser Zeit einfach an den Türen klopfen, ins Eigentum an den Stadtrand locken. Die Mieterhöhungen für Altmietler blieben hier, anders als in vielen anderen Häusern in der Gegend, moderat. Und noch ein Umstand spielte den Danne in die Hände: Die Investoren und Immobilienentwickler, die die Altbauten in Mitte nach 1990 schnell unter sich aufteilten, zeigten kein Interesse an den DDR-Platten. Immer mal wieder gab es in den Jahren danach das Gerücht, die Platten sollten abgerissen werden. „Aber das ist zum Glück nicht passiert.“

Dass jetzt am Rosenthaler Platz die Easyjet-Urlauber ihre Pizzen essen und in den Dachgeschosswohnungen in der Linienstraße lärmempfindliche Starregisseure wohnen, ficht die frisch pensionierten Danne nicht an. Im Gegenteil: Ihnen gefällt gerade diese Mischung. Hauptsache kein so „totes Pflaster“ wie am Kudamm, wo die Bürgersteige hochgeklappt werden, wenn die Notare und Consulter abends nach Hause fahren. Danne liebt sogar den Soundtrack, der jede Nacht unter seinem Fenster zusammengemischt wird. Die hallenden Schritte, die Gespräche in fremden Sprachen, das Fahrradklingel. „Hier ist Leben“, sagt er. „Und das ist schön.“

Damit wieder hinein ins selbige. Von Mitte weiter nach Friedrichshain, Nähe Boxhagener Straße. Ilse Bergmann trägt ihr weißes Haar offen und kinnlang, in sanften Wellen umrahmt es ihr schmales Gesicht. Ihre Nachbarin hat derzeit grüne Haare. „Aber man soll nicht nach dem Äußeren gehen.“ Sehr nett haben sie sich neulich unterhalten. Ihr Haus in der Jungstraße hat seit Kurzem einen neuen

Eigentümer. Die junge Nachbarin befürchtet nun Mieterhöhungen oder Verdrängung. „Machen Sie sich mal keine Sorgen“, hat Ilse Bergmann erwidert. Gelassen, wie man wohl ist, wenn man 90 ist und immer noch mitten im Leben.

Bergmann spricht leise, ein bisschen brüchig klingt ihre Stimme. Augen und Ohren funktionieren aber tadellos, und der Geist ist hellwach. In Wirklichkeit heißt Ilse anders, aber ihr Name soll nicht in der Zeitung stehen. Sie hat sehr schlechte Erfahrungen gemacht in der letzten Zeit. Nicht mit ihren jungen Nachbarn, sondern mit Fremden. Da war dieser Mann, der an der Haustür lauerte, als sie vom Einkaufen nach Hause kam. Sie ließ ihn nicht hinein, aber er klingelte so lange überall, bis ein Nachbar die Tür aufdrückte.

Dann stand er plötzlich neben ihr, als sie ihre Wohnungstür aufschließen wollte. „Ich habe ganz fest meinen Stock umklammert.“ Er sei Polizist, behauptete der Fremde, im Haus sei eingebrochen worden, sie solle in seinem Beisein nachsehen, ob in der Wohnung alles in Ordnung sei. Das kam ihr merkwürdig vor. „Lassen Sie mich in Ruhe!“ Irgendwann zog der Mann ab. Die Polizei, bei der sie sofort nachfragte, wusste weder etwas von einem Einsatz noch von einem Einbruch.

Sonderlich geschockt wirkt sie nicht. „Ist halt Großstadt.“ Auch den Enkeltrick haben sie schon bei ihr probiert. Vor ein paar Monaten klingelte das Festnetztelefon. Ein Anrufer gab sich als ihr Schwager aus, wollte sich Geld borgen. Sie wimmelte ihn ab und rief mit ihrem Seniorenhandy sofort den echten Schwager an. „Ich bin total misstrauisch“, sagt Ilse Bergmann. Fremde würde sie nie in ihre Wohnung lassen.



Gebürtig kommt sie aus Mitte, wächst in der Nähe der Jungfernbrücke auf. Eines Tages liegt ein Räumungsbescheid im Briefkasten. Die DDR will das Haus abreißen. Die Familie siedelt notgedrungen nach Friedrichshain um, in den Bezirk, aus dem schon ihre Großmutter stammt. Über 50 Jahre ist das her. Jetzt ist sie allein. Tochter, Ehemann, Mutter - alle tot. Die einzige Enkelin wohnt in Düsseldorf. Die ruft zwar jeden Tag an, aber sehen können sie sich nur ein- oder zweimal im Jahr. An Zugreisen ist nicht mehr zu denken.

Ihre Wohnung liegt im zweiten Stock, ohne Aufzug. Ilse Bergmann spielt das Problem herunter. „Daran bin ich gewöhnt, das ist nicht so wild.“ Manchmal helfen ihr die Nachbarn mit den Einkaufstaschen. Oder sie fragen nach, ob es ihr gut geht, ob sie etwas braucht. „Die sind alle freundlich.“ Zum Glück ist das Haus normal vermietet, findet Frau Bergmann, und es gibt keine illegalen Ferienwohnungen. Dass in den Häusern ringsherum die private Untervermietung boomt, nimmt die alte Dame durchaus wahr. Über 150 private Unterkünfte listet die Plattform Airbnb rund um die Partymeile in der Simon-Dach-Straße auf. Der „Berlin Stalinbau Style“ kostet 53 Euro die Nacht, das „comfy double bed apartment“ gibt es für 70, im „cosy duplex“ zahlen Wochenendtouristen 86 Euro. Lukratives Nebeneinkommen für die Mieter, aber Gift für jede Hausgemeinschaft - und im Zweifel eine Last besonders für die Älteren.

Während ihr Kiez zuletzt Jahr um Jahr internationaler und kommerzieller wurde, ist Ilse Bergmanns Lebensradius Jahr um Jahr kleiner geworden. Früher ist sie regelmäßig mit einer Bekannten aus Neukölln verreist, das ist nun endgültig vorbei. Die Cousine, die am Hohenzollerndamm wohnt, kann sie auch nicht mehr besuchen fahren. Den Stock hat sie kürzlich gegen einen Rollator tauschen müssen, nachdem ihr auf der Straße öfter schwindelig wurde. Seitdem wagt sie sich nur noch im Hellen aus dem Haus. „Es passiert zu viel. Und man kann sich als alter Mensch nicht gut wehren.“ Bis zum Selbsthilfetreffpunkt der Volkssolidarität in der Boxhagener Straße schafft es Ilse Bergmann zum Glück noch. Zweimal die Woche sitzt sie hier mit anderen betagten Anwohnerinnen zusammen. Sie reden und spielen Karten. Das hilft gegen die Einsamkeit.

Es ist paradox: Statistisch gesehen werden die Bergmanns, Vietes und Hakelbergs immer mehr - und sind trotzdem im Alltag oft allein. Vor allem in den „jungen“ Kiezen nimmt man wenig Rücksicht auf ihre Bedürfnisse. Politik und Stadtplanung schielen mehr auf die Jungen. Dabei wird sich Berlin auch als Stadt der Alten neu erfinden müssen. Der Altersdurchschnitt der Berliner Bevölkerung steigt jedes Jahr an. So beharrlich die Hauptstadt ihr jugendliches Image zu behaupten versucht, die grauen Haare lassen sich nur schwer verdecken. Daran ändern übrigens weder Studenten, Start-up-Gründer oder junge Flüchtlinge etwas, meldete das Amt für Statistik Berlin Brandenburg kürzlich. Aktuell sind 19,3 Prozent aller Berliner 65 Jahre und älter, 2040 werden es voraussichtlich schon 23,5 Prozent sein. Auch aus

der Innenstadt verschwinden die Alten so gesehen nur vorübergehend. Langfristig werden auch Friedrichshain, Prenzlauer Berg und Mitte Rentner-Kieze werden.

Noch aber herrscht hier der Exodus der Alten. Vor ein paar Tagen tauchte ein abfotografierter Zettel auf Facebook auf. Eine Mieterin in der Karl-Marx-Allee hatte ihn im Hausflur aufgehängt. „Liebe Bewohner“, steht darauf, „ich möchte mich bei Ihnen herzlich verabschieden, denn nachdem ich 1955 hier eingezogen bin und die glücklichsten Jahre meines Lebens hier verbracht habe, ist es nun Zeit für eine Veränderung. Ich wünsche Ihnen ein glückliches Leben und allzeit so gute und zuverlässige Nachbarn, wie ich sie hatte. Auch wenn es mir schwer fällt zu gehen, nehme ich doch all die schönen Erinnerungen mit.“ Gezeichnet: Ruth W. „Alles Gute und Liebe“, haben die Nachbarn handschriftlich geantwortet.

Wer sich mit den Alteingesessenen unterhält, der lernt: Das 20. Jahrhundert spülte Menschen an Orte, die sie sich nicht ausgesucht hatten. Wohnungen waren im geteilten Berlin jahrzehntelang Mangelware. Daraus folgt auch: Lange ist ein Kiez einfach ein Kiez - und kein Lebensentwurf. Vielleicht erklärt das, warum die Damen in der Herbstlaube, die Danneberg und Frau Bergmann so pragmatisch und unaufgeregt erscheinen. Die Jüngeren, die immer bewusst wählen konnten - ihre Städte, ihre Beziehungen, ihre Jobs -, hadern viel mehr, wenn sich in „ihren Straßen“ etwas verändert. Vielleicht auch, weil ihnen, die noch so viel Leben vor sich haben, die Angst vor Verdrängung oder sozialem Abstieg viel mehr im Nacken sitzt.



Von den wenigen Alten, die noch da sind, hört man kaum Jammern oder Klagen. Und schon gar keine Wutbürgermonologe über die sich ständig wandelnde Stadt. Sicher, auch Frau Bergmann, Frau Viete, Frau Hakelberg und ihre Freunde lästern und lachen hin und wieder über die komischen Gepflogenheiten der neuen Zeit. Aber das ist nur Oberfläche, Geplauder, Spaß. Darunter wird im Verlauf der langen biografischen Gespräche etwas anderes spürbar. Eine Idee davon, was die Berliner Seele, meinetwegen auch, um es mit den Werbern und Verkäufern zu sagen, das „Flair“ dieser Stadt wirklich ausmacht - und was sie über Generationen hinweg im Innersten zusammenhält. Es sind Variationen der immer gleichen Melodie: Es braucht wenig für ein friedliches Miteinander. Ein bisschen Aufmerksamkeit, ein bisschen Rücksichtnahme. Faire Vermieter, würdige Wohnverhältnisse, funktionierende Nachbarschaften. Ausreichend Räume für die Jungen und für die Älteren. Treffpunkte im unmittelbaren Umfeld, die man ansteuern kann, wenn Freunde und Lebenspartner nicht mehr da sind.

Abschiedsbesuch in der Herbstlaube. Frau Hakelberg feiert heute ihren Geburtstag nach. Es gibt Schnittchen mit Ei und Fleischsalat. Später soll noch Torte serviert werden. Aber dauernd geht die Tür. Kurz vor Weihnachten häufen sich Anfragen und Aufträge, der Prenzlauer Berg giert nach Strickjäckchen und Wollhöschen. Eine 43-Jährige aus der Nachbarschaft, eigentlich auf dem Sprung ins Büro, hat einen besonders komplizierten Wunsch. Ihr Lieblingsstofftier, ein pummeliger Häkelelefant, den eine längst verstorbene Tante Grete in den 70ern kreierte hat, verliert seine Beine. Ob man das Tier wohl nachhäkeln könne? Wenn möglich gleich zweimal? Bis Weihnachten? Es soll ein Geschenk für ihre Töchter sein, erklärt die Frau. Denn die hängen ebenfalls sehr an Mamas Elefant. Eine der Handarbeiterinnen wiegt den Kopf, will nichts versprechen. Dann fallen doch noch die entscheidenden Worte: „Das klappt schon.“ Die Frau darf zur Arbeit gehen, der Elefantenopa kriegt einen Ehrenplatz im Schaufenster. Später muss er zum Maßnehmen herhalten.

Aber jetzt wird erst mal gefeiert.

Alte Masche. Charlotte Hakelberg (oben links), Gerda Ohst (oben rechts) und Inge Viete (unten) treffen sich zum Stricken in der „Herbstlaube“ (links und unten rechts).

Fotos: Kitty Kleist-Heinrich (5), Caro/Muhs (1), imago stock (1)



Neues Gesicht. Am Helmholtzplatz (großes Foto) wirken nicht nur die Häuserfassaden wie verwandelt, auch von den Bewohnern der Vorwendezeit ist kaum jemand übrig. Altes sieht man hier fast nur noch in Form von Retro-Karossen. Auch auf dem Kollwitzplatz (links) dominiert junges Familienleben.